

Bitte diesen Brief verbrennen!

Autor(en): **Egge, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 10

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751654>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Bitte diesen Brief verbrennen!

Skizze von Hans Egge

Wenn Edouard Hohet Gelegenheit hatte, in alten Familienarchivalien zu stöbern, war er glücklich. Hier fand er einen Zugang zum Leben, das sich ihm sonst verschloß. Schon der Geruch des Vergilbten in den Bibliotheken der Provinzschlösser bereitete ihm ein angenehmes Gefühl der Erregung. Das war sein Jagdgebiet, auf dem er die gesteigerte Lust des Daseins spürte. Er hatte nicht nur Fingerglück, sondern besaß auch die Gabe, auf Schöpferart aus Staub Leben zu machen. Seitdem er auf dem Schloß seines Schwagers, des Barons von P., ein kleines, verschnürtes Päckchen Briefe Chopins an seine Verlobte Marie Wadzinska gefunden und bearbeitet hatte, stand sein Ruf als Entdecker verschollenen, intimen Lebens fest. Zwar trug das verschnürte Päckchen den rot gezeichneten Vermerk: «Hier ruht mein Leid! Stört es nicht auf!», aber ein passionierter Schatzgräber macht auch vor einer Gruf nicht halt. Wieviel verschmähte Geheimnisse lagen da in ihrer papierenen Tiefe und verströmten einen milden Duft von getrockneten Teerosenblättern und altem Lavendel. Für ihn waren Briefe das Grundelement aller Lebenskenntnis. Wenn er sich in die verblichenen Schriften versenkte, konnte er alles um sich her vergessen. Wieviel dieser Briefe endeten mit der beschwörenden Formel: Bitte vernichte dieses Schreiben, nachdem du es gelesen hast! Und doch war es da. Wie gut, daß dieser immer wiederkehrende Wunsch nicht berücksichtigt worden war. So hatte Edouard, der besessene Sammler, Stücke dokumentierten Lebens in der Hand, die er ziemlich rücksichtslos ausbeutete. Monatlang war er auf diesen Entdeckungsfahrten unterwegs. Kaum daß er sich die Zeit nahm, seiner Frau ein paar lakonische Zeilen zu schreiben. An

mir würden, dachte er lächelnd, die Briefbiographen keine Freude haben.

Für einen Pariser lag das Landschloßchen zwischen Bourg und Grenoble so gut wie außerhalb der Welt. Ein Freund hatte ihn hinempfohlen und aufmerksam gemacht, daß bei Herrn von Trebouilly Stendhaliana zu finden seien. Alte Skripturenratte, die er war, konnte er einer solchen lockenden Spur nicht widerstehen. Und so unternahm er die mühselige Provinzfahrt von Orleans, seinem letzten Tätigkeitsfeld, nach dem entlegenen Südoften des Landes. Herr von Trebouilly war verreist. Aber man öffnete Edouard bereitwillig Bibliothek und Arbeitszimmer des abwesenden Herrn. Von Stendhaliana fand sich keine Spur. Schon die banale Bibliothek des Herrn ließ auf den Mangel jedes tieferen Interesses schließen. Es war eine große Enttäuschung. Als Entschädigung war seine vielfältige Liebeskorrespondenz in ihrer wüsten Unordnung, mit der sie der Empfänger wahllos und leichtfertig in eine große intarsierte Schatulle geworfen hatte, nicht ohne amüsanten Reiz, der noch dadurch gesteigert wurde, daß Edouard einige der Damen kannte. Er durchflog das Geschriebene mit der berufsmäßigen Neugier des indiscreten Biographen und versuchte, durch Sortieren einige Ordnung in das Liebesleben des Herrn von Trebouilly zu bringen. Mit einem Male aber wurde sein Interesse aufs heftigste gepackt. Diese Schrift kannte er doch... das war... wie war das möglich... Lucie! Benommen und mechanisch ordnete er auch die Briefe seiner Frau; chronologisch. Dann begann er zu lesen. Es war das aufregendste Briefstudium seines Lebens. Am Beginn, am Schluß, am Rand jedes Briefes stand, vielmals unterstrichen, wie eine Warnungstafel, wie ein Stacheldraht, der leidenschaftliche Ruf: «Vernichte sofort diesen Brief!» — «Bitte gleich nach der Lektüre verbrennen!» Als Frau eines Briefsammlers wußte sie, warum. Herr von Trebouilly hatte dem Appell keine Folge geleistet. Edouard las und las, vor seinen Augen verschwamm die Schrift. «... sobald Edouard sich die Schlösser der Provence vornimmt, fliehe ich zu Dir. Solange er im Umkreis von Paris arbeitet, kann ich es nicht wagen...» — «Nur ein Egoist kann so einseitig sein wie Edouard. Er nährt sich von fremden Leben und vertrocknet dabei...» Interessant, dachte Edouard. Um solche Dokumentierung über mich selbst zu finden, habe ich die langwierige Exkursion in dieses verlassene Lustschloß unternommen. Und vermutlich ist der Herr jetzt in Paris.

«Waren Herr Hohet zufrieden und haben Herr Hohet gefunden, was Herr Hohet gesucht haben?» fragte der arglose Hausverwalter höflich, als Edouard das aus dem entfernten Städtchen herbeigeholte Mietsauto bestieg. Hohet gab ihm ein Trinkgeld, anstatt der Ohrfeige, die er ihm gern gegeben hätte. Ihm war sehr übel zu Mute, etwa wie einem angeschossenen Jäger. Er war in seinen Anschauungen erschüttert. Soll man Briefe aufheben, die für die Vernichtung bestimmt sind, dachte er, und ließ aus dem Wagen kleine weiße Papierschnitzel auf die Landstraße regnen.

Das ewige Elend

Von P. M. Frima

Unter einem leichten Himmel und süßer Lauheit kamen die Bäuerinnen aus der Stadt zurück, als sich zu ihnen zwei sonderliche Pilgrime gesellten. Es waren staubig; Mannen mit struppigen Bärten, die des vielen Wanderns müde schienen, aber sie sprachen kein Wort und schritten schweigend fürbaß. Die Bäuerinnen tuschelten neugierig wie Frauen sind, und mutmaßten untereinander, wer diese seltsamen Menschen sein könnten, denn aus der Gegend konnten sie nicht sein, sonst hätten sie die Bäuerinnen gekannt, auch war ihre ganze Art fremdländisch.

In den Wäldern blühten blaß-violette Anemonen, die im Schatten der großen Baumstämme und vom Schneeschmelzwasser der Bäche zu frösteln schienen. Der Kukuck sah aus wie eine dumme Taube und guckte die komischen Wanderer seltsam an. Plötzlich hörte man ein ernstes «ku» und drei Zeiten später ein zweites «ku». Nur zwei Töne flogen durch den knospenden Wald, aber sie waren trotz ihrer Einförmigkeit wie die Melodei einer Schalmel.

Später lag eine zarte und goldschimmernde Dämmerung über den braunen Aeckern, ein leichter Dunst schwelte zwischen den Zweigen der Bäume, deren Wurzelsaft ins Gezwäge sprang. Längst waren die Bauernfrauen in ihren Gehöften angelangt, und silberne Rauchfahnen, welche über dem Dorf lagerten, kündeten die Zeit des Nachtmahles an.

Da gingen die wandermüden Männer von Haus zu

Haus und frugen um Unterkunft über die Nacht, denn Geld hätten sie keines. Aber die Leute hatten schon etliche Male mit solchen herumziehenden Vaganten, welchen sie Herberge gaben, schlechte Erfahrungen gemacht, und so war es gar nicht verwunderlich, daß die beiden nirgends eine gastfreundliche Türe fanden. Erst ganz außen am Dorfe erblickten sie ein Haus, das schon in tiefere Dämmerung getaucht war, aber durch dessen Scheiben Lichter glänzten. Es war eine elende Hütte, die Dorfbewohner nannten die Bewohnerin nur «s Eländ», welche den Wanderern ihre Tür öffnete, das einfache Nachtmahl mit ihnen teilte und ihnen eine Ruhestätte auf Stroh bereitete.

Am Morgen dankten die beiden bärtigen Gäste dem «Eländ», und der Jüngere sprach: «Ihr habet wenig mit gutem Herzen gegeben, zum Dank soll Euch ein Wunsch erfüllt werden.»

«Gut», sagte das alte Weiblein, «dann seid so gut und sorgt dafür, daß jeder, der in meinem Garten vom Baume ein paar Apfeln holen will, nicht mehr herunter kann.»

«Das ist ein bescheidener Wunsch. Jeder, der auf den Baum steigt und Euch Apfeln stehlen will, den könnt Ihr künftig bannen.»

Viele Jahrzehnte später, das Elend war noch runzeliger und hagerer geworden, da kam der Tod zu ihm. «Ich komme schon», meinte das Weiblein, «aber Ihr müßt mir zuvor einen Gefallen tun und einen Apfel von jenem Baume holen.» Weil der Tod damals noch jedem Sterbekandidat einen letzten Wunsch erfüllte, so stieg er auf den Baum. Aber trotz des Knochengerausels konnt' er nicht wieder herunterklettern, und erst nach langem Bitten und Betteln, er wolle das Elend bis zum jüngsten Tage in Ruhe lassen, willfahrte das «alte Elend» der Bitte, und weil es nicht gestorben ist, so lebt es heute noch, und viele Leute kennen's gut.

Die verkannte Wohltat

Von K. Goetz

Abu Hassan, der Weise und Schelm, hatte beschlossen, die arme Melonenhändlerin auf dem Markt zu Bagdad auf die Probe zu stellen. Er hatte nämlich mit seinem Freunde Ali Mohamed gestritten und behauptet, daß die Menschen engherzig und mißtrauisch sind und an große und überraschende Geschenke ebensowenig glauben, wie an wahre Menschenfreundlichkeit. Sie sind dann von tausend Zweifeln besetzt und hegen laut oder in der Tiefe ihres Herzens den Verdacht, daß dann irgend etwas nicht in Ordnung sei. So ging er also auf den Markt und besuchte den Verkaufsstand der Händlerin, wo er einige Melonen kaufte. Als Entgelt verlangte sie einige Kupferstücke, den üblichen Preis.

Abu Hassan zog nun ein Goldstück aus seiner Börse, die ebenso ärmlich und abgenutzt war wie seine Kleidung, und gab sie der Händlerin. Sie erwiderte ihm aber mürrisch: «Soviel habe ich noch im ganzen Monat nicht verdient, um Dir das Goldstück wechseln zu können.»

Sie wollte ihm das Goldstück zurückgeben. Er aber weigerte sich, es zu nehmen, sah sie einen Augenblick an und sagte dann leise:

«Behalte es, ich schenke es Dir.»

Dann ging er schnell von ihr fort. Die Händlerin war über den Vorgang ganz verutzt, denn es war ihr noch nicht begegnet, daß ihr ein Kunde soviel Geld schenkte, und sie glaubte, daß sie betrogen werden sollte, und daß das Goldstück falsch sei. Sie rief hinter Abu Hassan her, sie möchte gutes, anständiges Kupfergeld, und als Abu Hassan sich nur kurz umwandte und ihr mit der Hand zuwinkte, ohne zu antworten, schrie sie: «Ein Dieb! Ein Betrüger! Er hat mir falsches Geld gegeben. Haltet ihn!» Sie wies auf ihn mit der Hand, und da er schon weit entfernt war, liefen ihm einige junge Männer schnell nach, um ihn festzuhalten und dem Kadî (Richter) zur Bestrafung zu übergeben. Inzwischen schimpfte die Händlerin in schrecklicher Weise auf den Gauner, der eine arme Frau betrügen und bestehlen wollte, und die anderen Händlerinnen, die sich um sie geschart hatten, gaben ihr recht.

Die jungen Männer hatten den Flüchtigen schnell erreicht, da er ja nur zum Schein geflohen war, und brachten ihn zurück, wo sich viele drohende Hände gegen ihn erhoben. Man holte schnell einen Polizisten, der fragte, was es gäbe, und man erzählte ihm alles.

«Woher hast Du das falsche Geld? Und warum hast Du die Frau betrügen wollen?» fragte streng der Polizist zu Abu Hassan.

«Das Goldstück ist echt, und ich wollte die Frau nicht betrügen, sondern ihr eine Wohltat erweisen.»

«So sprechen alle Betrüger», erwiderte ihm der Polizist höhnisch, «aber wir werden Dich bald überführen.»

Er schickte das Goldstück zur Bank, um es prüfen zu lassen. Der Bote kam zurück und sagte: «Das Goldstück ist echt!»

«Echt?» fragte der Polizist. «Das verstehe ich nicht. Warum bist Du denn fortgelaufen?»

«Aber davon ist keine Rede!» erwiderte Abu Hassan. «Ich habe es eilig und bin schnell gegangen.»

Die Händlerin wollte ihm nun die Hand küssen, er aber erlaubte es nicht. Seinem Freunde erzählte er jetzt, was er erlebt hatte.



C. A. BERNOULLI †

Sein letzter großer Zeit- und Gesellschaftsroman
erschien zum Goethejahr 1932:

III, Der zu frühe Führer

Umfang 352 Seiten
Ganzleinen Fr. 5.50

Urteile der Presse: Es steckt viel geistige Arbeit in diesem Roman, und ein vornehmer künstlerischer Zug läßt nirgends Tendenzlerisches und breite Ideologie aufkommen. Verehrung und Dankbarkeit für Deutschland (vor 1933) erlauben es dem Autor, die Erzählung im deutschen Leben der damaligen Zeit spielen zu lassen. N. Z. Z.

Dieses gewichtige Buch gestaltet die Probleme der Zeit vor 1933 in einem erstaunlich umfassenden und klug gegliederten Bild der deutschen Gesellschaft. Wir zögern nicht, diesem schonungslos wahren Spiegel einer zerrissenen Zeit klassischen Formwillen zuzuerkennen. Bewußt wird jene Typisierung angestrebt, die in jeder Erscheinung das Wesentliche zu fassen trachtet; und es gelingt Bernoulli in der Tat, uns die Charaktere so vorzustellen, daß man von Menschen und Dingen den Eindruck greifbarer Plastik erhält; daß man Rundung spürt, Geschlossenheit und selbständiges Atmen. «Bund», Bern

Durch jede gute Buchhandlung
zu beziehen

Morgarten-Verlag A. G., Zürich